Advent, Advent (Teil 1)

Das makellose Blau des Himmels wurde nur durch einen Kratzer in der getönten Scheibe des Busses gestört. Darunter glitten die scharfkantigen Gipfel der Berge vorbei, sodass es fast schien, als seien diese für den Kratzer in der Scheibe verantwortlich. Mein Blick haftete gelangweilt am Kratzer. Eigentlich hatte ich mir ein Buch mitgenommen: *Die völlig bekloppte Reise in die Vergangenheit.* Es handelte von vier Freunden, einem Steuerberater, einem Wirtschaftsprüfer, einer Personalmanagerin und einem Marketing-Guru, die in die Zeit der Orkkriege zurückreisten, um König Rhobars Hof mal so richtig aufmischten, indem sie ihm die doppelte Buchführung und innovative Marketingkonzepte näherbrachten. Doch so sehr ich mich normalerweise für doppelte Buchführung begeistern konnte, so machte mir doch der Busfahrer ein Strich durch die Rechnung. Dessen Fahrstil nämlich war derart rücksichtslos, dass ich schon Schwierigkeiten hatte, das Buch auch nur in meinen Händen zu behalten, geschweige denn darin zu lesen. Ich umklammerte also das Buch, ohne aber darin zu lesen, und konzentrierte mich stattdessen darauf, mich nicht zu übergeben. Vor lauter Langeweile entschloss ich mich schließlich, das Buch wieder in meinen Rucksack zu packen, und holte stattdessen mein Handy heraus.
„Hallo Micha! Hast du den Adventskalender vorbereitet?“, fragte ich meinen Lehrling Micha.
„Ja, ganz schön schwer das Teil“, antwortete dieser. „Zu schwer, wenn du mich fragst. Hätten wir nicht auch einen Schokoadventskalender rausbringen können? So einen könnte man wenigstens tragen, ohne sich dabei den Rücken zu brechen.“
„Naja, wir sind ja immerhin ein Waffenladen. Da liegt es nun einmal nahe, einen Adventskalender voller Waffen zu verkaufen. Da ist es irgendwie klar, dass der Adventskalender ein bisschen schwerer ist.“
Micha seufzte. „Ich halte das nach wie vor für eine ziemliche Schnapsidee“, sagte er. „Wer kauft denn so etwas?“
„Du kennst die Khoriner schlecht! Seit den Tagen Lord Hagens wird Wehrhaftigkeit bei uns großgeschrieben. Das Ansehen eines Bürgers steht bei uns im direkten Zusammenhang mit der Größe seines Waffenarsenals. Und selbst wenn den Kalender niemand kauft, können wir die Waffen ja immer noch einzeln verkaufen.“
„Mmm, das mag sein“, sagte er. „Aber du hast trotzdem ein Rad ab, Sarah.“
„Ja, deshalb wird es Zeit, dass ich mir mal eine Auszeit nehme. Haha, das wird hoffentlich wieder einiges gerade rücken. Tante Hilda ist damals ja auch für ein paar Wochen ins Kloster gegangen und als ein anderer Mensch wiedergekommen.“
„Hilda? Das spricht ja nicht gerade für deinen Klosterurlaub. Die ist ja noch durchgeknallter als du.“
Ich musste zugeben, dass Hilda mit einem Sprung in der Schüssel ins Kloster gegangen und als Scherbenhaufen zurückgekehrt war. Allerdings war sie nicht die einzige, die den Klosteraufenthalt, als spirituelle Erfahrung sondergleichen beschrieben hatte. Manch einer aus meinem Bekanntenkreis meinte, sich dort fern ab von allen Sorgen mal so richtig entspannt zu haben. Und Entspannung konnte ich angesichts meines Rechtsstreits mit Canthar gut gebrauchen.
„Was ist eigentlich mit Canthar?“, fragte ich. „Hat er dir gesagt, wann er auszieht?“
„Er meint, dass er eine Wohnung gefunden hat, die aber erst Anfang Dezember frei wird.“
Das Handy fiel mir fast aus der Hand als der Bus ohne sonderliche Bremsbemühung durch die Serpentine bretterte. „Bäääh!“, schimpfte ich die Übelkeit mühsam unterdrückend. „Da fährt man in die Berge, um sich mal gründlich zu erholen und kriegt dabei erstmal die Innereien aus dem Leib geschüttelt. Der Busfahrer hat es offenbar eilig.“
„Ja, die Busfahrer auf Khorinis sind wirklich gemeingefährlich. Ist ja auch nicht verwunderlich. Sind ja alles entlaufene Sträflinge“ Ich rollte die Augen. Im Minental arbeiteten schon seit hundert Jahren keine Sträflinge mehr, was Leute vom Festland aber nicht davon abhielt bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Sträflingswitz fallen zu lassen. „Dafür ist man aber auch schnell am Ziel“, entgegnete ich schnippisch. „Auf dem Festland achten die Busfahrer vielleicht darauf, dass der Mageninhalt im Bauch bleibt, dafür dauert das dann aber auch ewig lange.“

Micha antwortete irgendetwas, doch passierte der Bus da gerade die nächste Haarnadelkurve und ich war viel zu sehr darauf konzentriert, meine Eingeweide beieinander zu behalten, als dass ich irgendwas mitbekam. Und als der Bus die Kurve passiert hatte, war mir das dann auch egal, denn in der Ferne sah ich schon das Kloster majestätisch aufragen.

Seit der Orden des Feuers sein Magiemonopol an den Staat abgegeben hatte, war die Zahl der Mönche rapide gesunken, sodass nur noch einige wenige Magier aus reinem Altersstarrsinn im Kloster geblieben waren. Diese wenigen hatten beschlossen, die freien Novizenkammern zu Gästezimmern umzubauen und an Touristen zu vermieten, die das besondere spirituelle Erlebnis suchten. Und tatsächlich fanden sich nicht wenige Gäste, welche ihren Urlaub abseits der üblichen Touristenhotspots in stiller Kontemplation verbringen wollten. Und so genoss das Khoriner Kloster gerade wegen seiner Abgeschiedenheit Weltruhm als Hort der unverfälschten Spiritualität. Menschen und Orks aus aller Welt reisten, an um hier ein paar Wochen aus dem Hamsterrad ihrer profanen Geschäftigkeit zu entkommen. Üblicherweise reisten diese im Frühling- und in den Sommermonaten an und nicht wie ich im Spätherbst. Und so traf es sich, dass außer mir nur eine handvoll Gäste anwesend waren. Da wir aber ein Schweigegelübde abgelegt hatten, kann ich von ihnen nur so viel berichten, wie ihnen anzusehen war. Da war etwa ein melancholisch dreinblickender Ork mit langem geflochtenen Bart, eine geheimnisvolle Assassinin und drei vier *normale* Leute. Die Tage verbrachten wir in stiller Andacht und Eingekehrtheit. Es begann alles mit der Morgenandacht, nach welcher wir Schafe molken, Novizenkammern fegten oder was immer sonst gerade auf dem schwarzen Brett stand. Die restliche Zeit (mit Ausnahme von zwei Stunden freier Verfügung, die uns täglich zustanden) verbrachten wir im gemeinsamen Gebet in der Kapelle. Das alles führte bei mir dazu, dass ich meinen Scheidungskrieg mit Canthar und all die anderen Unannehmlichkeiten des Lebens, so gründlich verdrängte, als hätte es sie nie gegeben. Erst am letzten Nachmittag meines Aufenthalts, dem dreißigsten November, war ich gezwungen, mein Gelübde zu brechen. Es traf sich nämlich, dass mein Onkel Karras, welcher am renommierten Lehrstuhl für Dämonologie der Universität Geldern lehrte, mich gebeten hatte, ein Buch aus der Klosterbibliothek mitzubringen, welches er, wenn er zu den Festtagen nach Khorinis zurückkehrte, abholen würde. Und so betrat ich am letzten Nachmittag meines Aufenthalts den Klosterkeller. Dort lag die Luft kühl und schwer und meine Schritte hallten laut durch die uralten Gewölbe. Es war als wären die feuchten Gemäuer von einem eigentümlichen Leben erfüllt, als hätte mein Kommen, die hier lebenden Geister aufgestöbert, die nun eiligen Schrittes zu ihrem Meister eilten, um diesem mein Kommen anzukündigen. In Wirklichkeit waren diese vermeintlichen Geisterschritte natürlich nur das Echo meiner eigenen Schritte, doch in meinem Herzen … in meinem Herzen, da herrschte eine andere Wirklichkeit, eine Wirklichkeit des Abgrunds und der Mysterien, gegen die die Wirklichkeit des Verstandes nur wie eine Fassade, wie ein Schleier schien, ein dünner Nebel, der uns von der Welt der Dunkelheit, dem Reiche Beliars trennte.

Der Bibliothekar war ein alter dürrer Mann und stammte seinem Aussehen nach von den südlichen Inseln. Als er mich kommen hörte, runzelte er die von Altersflecken übersäte Stirn, blickte aber nicht von seinem Buch auf. Es handelte sich um eine alte, vergilbte Ausgabe von Xardas' G*rundlagen einer allgemeinen Magietheorie*. Erst als ich mich räusperte blickte er von seinem Buch auf. Er verengte die haselnussbraunen Augen und starrte geradewegs durch mich hindurch, geradeso als wollte er mir signalisieren, wie unwillkommen ich hier war.
„Sind sie der Bibliothekar hier?“, fragte ich. Er blickte mich fragend an, als verstünde er meine Frage nicht. Dann nickte er und fokussierte seinen Blick wieder auf einen Punkt irgendwo rechts hinter mir.
„Mein Onkel hat mich gebeten, ein Buch für ihn abzuholen. Karras heißt er. Er ist Professor für Dämonologie an der Geldener Universität.“
Schlagartig hellte sich der Blick des Bibliothekars auf. „Professor Karras?“ Breit grinste er mich an und offenbarte dabei zwei Reihen tabakbrauner Zähne. „Ja, der hat hier ein Buch bestellt. Ein ganz seltenes Stück aus der Zeit des großen Xardas!“ Grinsend legte er sein Buch beiseite. „Komm mit“,

sagte er und erhob sich. Mit einem Elan und einer Wendigkeit, die ich ihm ob seines hohen Alters gar nicht mehr zugetraut hätte, schritt er durch die Regalreihen, auf denen sich jahrhundertealter Staub angesammelt hatte. Dabei ergab er sich in Ausführungen über Magietheorie und dämonologische Forschungsthemen, denen ich nicht im geringsten folgen konnte. Ich stapfte ihm also nach, ohne ihm allzu sehr Gehör zu schenken. Am Ende des Saales stand eine Reihe spinnenumwobener Tresoren. Mit lautem Rasseln kramte der alte einen Schlüsselbund aus seiner Tasse und machte sich sogleich am Tresorschloss zu schaffen. Schließlich machte es „Klack“ und die Tür schwang auf, wobei er nicht vermeiden konnte, eine Wolke schweren Staubes aufzuwirbeln. Schließlich zog er daraus einen Folianten hervor, den er mir ehrfurchtsvoll überreichte. Es handelte sich um muffig riechendes Buch, in braunem, fleckigen Ledereinband, auf welchem weder Titel noch Autor noch sonst irgendetwas vermerkt war. Die vergilbten Seiten machten den Eindruck, als würden sie jederzeit herausfallen. An der dem Buchrücken entgegengesetzten Seite war es mit drei Streifen Kreppband versiegelt.
„Weißt du was du gerade in der Hand hältst?“, fragte der Bibliothekar streng.
„Keine Ahnung“, antwortete ich.
„Das ist schade. Ich weiß es nämlich auch nicht“, sagte der Bibliothekar und wieherte vor lachen. „Aber Spaß beiseite: warum meinst du haben wir es im Tresor eingeschlossen?“
„Weil es wertvoll ist“, sagte ich und zuckte mit den Schultern.
„Alle Bücher hier sind wertvoll!“, sagte der Bibliothekar beinahe schon empört. „Nein, es wird weggesperrt, damit es niemand liest. Die Bücher in den Tresoren darf man ohne Genehmigung nicht einmal anfassen! Achte also darauf, dass es nicht in unbefugte Hände gerät. Und die Siegel, die sind auch nicht ohne Grund da. Aber das solltest du ja wissen: Dein Onkel ist Professor für Dämonologie, nicht für Varantische Lyrik. Dir ist doch wohl klar, was das bedeutet … Öffne es nicht, lese es nicht, schau es dir am besten gar nicht erst an. Verstecke es irgendwo, wo nicht einmal du selber es findest, bis Professor Karras es abholt.“

Der Himmel kräuselte sich in konzentrischen Kreisen als ich das Wasser mit der Hand tastete. Mein Blick folgte den Wellen, die sich stetig ausbreiteten, die Seerosen schaukeln ließen und schließlich am Brückenpfeiler brachen. Leider war es schon zu kalt zum Schwimmen und so hob ich meine Hand aus dem Wasser und ließ meinen Blick über den spiegelglatten See fahren. Für einen Moment vergaß ich den Stress, das nahende Weihnachtsgeschäft, den Rechtsstreit mit Canthar, die Verwandtschaft … ich vergaß dies alles und war für einen Moment ganz Himmel und ganz Morgrad, ganz Berg und ganz See. Ein kühler Hauch wehte über das Wasser. Berg und Himmel verschwommen und verflossen und es begann mich zu frösteln. Das Buch … Es hatte so kalt auf der Kommode gelegen, also hatte ich es in die Kommode geräumt. Doch darin war es mir zu leise gewesen, deshalb hatte ich es im Rucksack verstaut … Der Rucksack … Was, wenn der Zimmerservice … Der Bibliothekar hatte mich doch gewarnt … Und plötzlich stand ich auf der Brücke, merkte wie meine Schritte mich zum Kloster hinauftrugen, mich bis zum Portal und hindurch führten. Der Pförtner Pedro nickte mir kurz beachtete mich aber nicht weiter. Ich betrat den Innenhof. Die Kapelle ragte groß und drohend in den Himmel. Ich wandte mich von ihr ab, wandte mich stattdessen der Novizenkammer zu, in der ich Quartier bezogen hatte. Ein schwerer, süßer klang lag in der Luft, wie klarer, gelber Honig floss langsam die Zeit. Das Buch, es war süß, aber es begann langsam bitter zu werden. Ich öffnete die Tür zu meiner Kammer, hastete zum Rucksack und nahm das Buch heraus. Ich wog es in der Hand und betastete seinen Einband. Weich und flauschig wie Snapperfell fühlte es sich an, bitter wie Goblin-Beeren. Ich wollte es niederlegen und ein zorniger Geruch stieg aus den Seiten hervor, wie bei einem Insekt das sich bedroht fühlte … oder drohte? Das Insekt – es war gar kein Insekt! Eher eine Art Spinne, eine Spinne mit neun Beinen – öffnete die Greifzangen, holte zum Biss aus … Ein Zucken ging durch meinen Körper, ich öffnete die Hände, ließ das Buch meinem Griff entgleiten. War ich dem Biss entkommen?

Ich brauchte einige Minuten – oder waren es Stunden? –, um meine Gedanken wieder zu sammeln. In der Tat war nicht wenig Zeit vergangen, denn die Sonne hatte sich schon zum Abend gesenkt.

Verwirrt betrachtete ich das Buch, das auf dem steinernen Boden der Novizenkammer lag. Ich hob es auf und sah, dass es eine angestoßene Ecke hatte. Auch eines der Klebebänder (das untere, um genau zu sein), die es versiegelten, hatte sich gelöst. Der Kleber war wohl schon alt und hatte an Kraft verloren. Ich verstaute das Buch, das eine zitronige Note angenommen hatte, unter dem Bett, weil es dort weniger süßlich roch – auch sein Klang wurde dadurch sanfter – und machte mich, nachdem mein Magen sich zu Wort gemeldet hatte, zum Speisesaal auf. Dort wurde deftige Klosterkost aufgetischt: Schafswürste mit Sauerkraut. Ich ordnete die beiden Würste links und rechts an, sodass sie das (Sauerkraut) einklammerten und schnitt sie in je sechs kleine Stücke, die ich wie die Zahlen auf der Uhr gleichmäßig um das Sauerkraut verteilte. Zuerst aß ich die Stücke auf 12 und 6 Uhr, dann ging ich Paar für Paar von oben nach unten, immer darauf bedacht, die Symmetrie zu erhalten. Zuletzt blieb noch das Sauerkraut übrig, von dem ich ein paar Bissen aß, wobei mir aber recht schnell der Appetit verging. Aus Langeweile und guter Erziehung aß ich es aber trotzdem auf. Ganz langsam stopfte ich es mir Bissen für Bissen in den Mund. Der wollte sich zwar nicht so recht an die Säure gewöhnen, aber manchmal musste man so was einfach aushalten. Schließlich lag noch ein letzter Bissen allein und traurig in der Mitte des Tellers. Ich betrachtete ihn voller Überdruss und konnte nur mit Mühe ein Rülpser unterdrücken. Jetzt passte wirklich nichts mehr. Und so entsorgte ich den letzten Rest Sauerkraut im dafür vorgesehenen Abfalleimer.

Ochse und Krieger sahen auf mich herab, als ich die durch Laternen nur spärlich ausgeleuchtete Brücke hinabging. In meiner Phantasie zirpten die Grillen, aber in Wirklichkeit war es dafür schon zu kalt. Schemenhaft sah ich Berge und den blassen Schein der Gestirne im Himmel. Der See lag tiefschwarz unter der Brücke. Nur der Mond warf eine silberne Spur auf das Wasser. Vom Fuße der Brücke aus schritt ich zwischen Bäumen und Sträuchern den Pfad entlang und kam schließlich zum Schrein des Isgaroth, der dort in stiller Andacht verharrte. Aufrecht kniete er vor der Statue, die Kleider hingen ihm in Fetzen vom mageren Körper, die dürren weißen Hände hatte er zum Gebet gefaltet. Ich ging auf ihn zu, umrundete den Glaskasten, in welchem sein Körper eingeschlossen war, um ihn von vorne betrachten zu können. Und so betrachtete ich seine platte Nase, seine gelben Zähne und seine leeren, schwarzen Augenhöhlen. Darunter Wirbel um Wirbel Hals und Rücken. Im Becken war ein Riss zu sehen, wo man ihn behelfsmäßig zusammengeleimt hatte. Neben dem Glaskasten war eine Infotafel angebracht. Ich holte mein Handy heraus, um die Tafel zu beleuchten, und las die Worte: *Hier ruht Meister Isgaroth, Asket im Namen unseres Herrn Innos. Im Jahre zweiunddreißig vor der Befreiung bezog er in diesen Schrein und rührte sich bis zu seinem Lebensende nicht vom diesem Fleck. Nichts konnte ihn davon abhalten unserem Herrn Innos die Ehre zu erweisen.Weder Wind noch Wetter konnten ihn verdrießen. Im Winter spendete Innos ihm Wärme, im Sommer spendete er ihm Licht. Erst im Jahre dreiundfünfzig, nachdem er einundzwanzig Jahre im Schrein gelebt hatte, konnte er sich der Kälte nicht mehr erwehren und erfror im frommen Gebet vertieft.*
Der Arme!, dachte ich, doch nicht ohne Kichern zu müssen. „Nein. Reich bin ich durch Innos Gnade“, antwortete Isgaroth. „Sein Licht leuchtet mir in tiefster Finsternis.“
„Ist es schlimm?“, fragte ich. „Nein“, sagte er. „Es ist …“ „Zitronig!“, sagte ich triumphierend. Die Überraschung war dem alten Magier zwar nicht gerade ins Gesicht geschrieben, aber zu spüren war sie trotzdem. „Woher weißt du das?“, fragte er. Ich zögerte. Durfte ich ihm von dem Buch erzählen?
„Ah, das Buch …“, sagte er. „Ja, das macht Sinn. Das Buch … Ja, es ist eine Pforte. Eine Pforte der Gerechtigkeit … *Seiner* Gerechtigkeit.“
„Seine Gerechtigkeit?“
„Seine Gerechtigkeit ist die Gerechtigkeit des Schwertes. Zu tilgen all die Ungerechten, das ist seine Gerechtigkeit. Bist du gerecht?“
„Ich … weiß nicht.“
„Bist du gerecht, so hast du nichts zu befürchten. Bist du aber ungerecht und führst Arges im Schilde …“ Isgaroth beendete seinen Satz nicht, was ihn nur noch unheimlicher wirken ließ. Ich versuchte ihm, weitere Fragen zu stellen, doch jede meiner Frage beantwortete er nur wieder mit der Gegenfrage: „Bist du gerecht?“ auf welche ich mir nicht zu antworten anmaßen wollte. Und so

ging das Spiel noch einige Male hin und her, bis ich schließlich frustriert von dannen zog.

Bibbernd rollte ich mich in meine Bettdecke. Die Kälte der Nacht war mir bis in die Knochen gedrungen. Und tiefer noch als die Kälte der Nacht hatten Isgaroths Worte mich frösteln machen. *Zitronig* … Ja, das Buch war zitronig. Und es war warm. Ich konnte spüren, wie es die Matratze unter meinem Rücken wärmte. Ich beugte mich, streckte mich griff nach dem Buch und legte es wie eine Wärmflasche auf den Bauch. Langsam wich die Kälte aus meinem Körper. Und wie die Kälte wich, überkam mich Müdigkeit. Doch immer, wenn kurz vorm Einschlafen war, sah ich durch den Spalt meiner Lider das Buch, an dem sich der untere Klebebandstreifen gelöst hatte, der obere aber nicht. Irgendetwas störte mich daran, die Asymmetrie war wie ein Jucken in meinem Herzen, ein Jucken, das jeden Moment stärker wurde und mich am Schlafen hinderte. Schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten und löste auch den oberen Streifen. Damit war die Symmetrie wieder hergestellt. Das Jucken schwand und langsam sank ich in den Schlaf.